

Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.
Paul Watzlawick

Rolle der Medien in der EMVU-Diskussion

Peter Wiedemann

Vor mehr als 30 Jahren hat Paul Watzlawick – vielen bekannt durch sein Essay „Anleitung zum Unglücklichsein“ – zusammen mit John Weakland und Richard Fisch ein berühmtes Buch über den Wandel geschrieben. Darin macht er deutlich, dass intendierte Problemlösungen Teil des Problems werden können – sie verschärfen zuweilen das Problem beträchtlich. Ähnlich wie ein „Noch mehr des Guten“ schnell zu einem „Zuviel“ wird: Zuviel Sicherheit erzeugt Zwang und zuviel Eiscreme oder Schokolade Übelkeit. Und fremdes Militär, eingesetzt zur Befriedung eines anderen Landes, kann dazu führen, dass sich der Aufruhr gegen die Besatzer in diesem Land verstärkt.

In dieser dialektischen Perspektive soll im Weiteren die Frage betrachtet werden, ob und wie die Medien gesellschaftliche Technophobien erzeugen, das heißt ob sie zur Technikfeindlichkeit im Allgemeinen und im Besonderen zur Feindlichkeit in Bezug auf den Mobilfunk anstiften. Kurzum, es geht um das Mobilfunkdilemma: Damit meine ich den Widerspruch zwischen faktischer Akzeptanz (Fast jeder hat ein Handy, viele haben sogar zwei) und den Risikosorgen in der Bevölkerung.

Man könnte einwenden, dass es doch so schlimm gar nicht steht. Die Wissenschaft hat ja trotz intensiven Bemühens – die FEMU Datenbank zu den Wirkungen elektromagnetischer Felder zählt 10951 Publikationen¹ – keine harten wissenschaftlichen Belege für ein Mobilfunkrisiko gefunden. Der Mobilfunk hat außerdem einen Siegeszug ohne gleichen hinter sich: Nichts hat das Alltagsleben in den letzten 15 Jahren so sehr verändert wie das Handy, sieht man einmal vom Internet und dem PC ab. Außerdem zeigt sich, das System „Mobilfunk in der Gesellschaft“ ist robust – bislang konnte es nicht aus den Angeln gehoben werden, trotz aller Risikoängste. Das System wird zwar nicht geliebt, aber muss es das denn?

Dennoch, es geht um beträchtliche Investitionen, um Arbeitsplätze und um die Zukunft einer Schlüsseltechnologie. Da mag Vorsicht angebracht sein. Angst-mache ist eben kein Kavaliersdelikt. Also zurück zur Frage: Sind die Medien schuld?

Die eben skizzierte Watzlawick'sche These von der Problemlösung als Problemtreiber kann hier weiter



helfen. Ist die Frage nach den Medien als Ursache des Mobilfunkdilemmas richtig gestellt? Oder verhindert diese Frage die Suche nach einer richtigen Antwort?

Obwohl die Bildzeitung und zuweilen auch andere Leitmedien zweifelsohne immer wieder zur Verunsicherung beitragen, bin ich der Auffassung, dass Medienschelte kein wirklicher Lösungsweg ist. Psychologisch ist sie aber verständlich, denn Medienschelte mag kurzfristig entlasten, denn man kann einem Bösewicht die Schuld geben. In der Sache kommt man aber keinen Schritt weiter. Trotz aller Kritik und Schelte bleibt es so, wie es ist – die nächste Schlagzeile zum Handyrisiko kommt bestimmt.

Vielleicht gibt es gute Gründe, die die Medien zu dem machen, was sie heute sind; gemäß dem berühmten Satz Hegels aus seiner Vorrede zur Rechtsphilosophie (1821): „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.“ Dem will ich versuchen, nachzugehen.

Zu allererst wäre anzuerkennen, dass die Medien nicht nur Treiber sind, sie sind auch Getriebene, in einem, so denke ich, auch für sie zuweilen undurchschaubaren Geschehen. Medien sind Getriebene – das heißt, sie müssen – quasi nach dem Schlüssel-Schloss-Prinzip – ihre Botschaften auf die Bedürfnisse ihrer Informations-Verbraucher ausrichten. Denn Medien benötigen Resonanz, ihr „worst case“ ist nicht die Falschmeldung, sondern Desinteresse und Langweile, die zum Kaufverzicht motivieren. Mindestens seit Sigmund Freud wissen wir, dass die Triebe und Leidenschaften eine mächtige Einflussgröße sind, die das Verhalten der Menschen bestimmen. Sie sind auch für die Mediennutzung nicht marginal.

Deswegen sind Medien so wie die Medien sind: Sie müssen die Neugier, den Voyeurismus, die Sensationgier, das Gruseln und die Angstlust der News-Konsumenten befriedigen.

Diese Tatsache ist zu beachten, will man die Mobilfunkdebatte besser verstehen. Sie wird aber zuweilen ausgeblendet und vergessen. Es dominiert das Bild des aufgeklärten, des im Prinzip rationalen, im Prinzip risikomündigen Bürgers. Dieses Bild ist jedoch – und darauf will ich im Weiteren eingehen – eine zwar nützliche, aber eben auch kontrafaktische Beschreibung. Es geht nämlich in erster Linie nicht um den Verstand, sondern um Gefühle.

Der Medienkonsument will in erster Linie unterhalten werden. Unterhalten heißt die Empfindungen ansprechen. Mitweinen und Mitlachen ist das Motto. Außerdem sind – und das ist in der Psychologie des Menschen fest verankert – negative Nachrichten ein Aufmerksamkeitsbringer. Jeder weiß: „Frau beißt Hund“ erregt mehr Aufmerksamkeit als „Hund beißt Frau“. Das zeigt auch die neuropsychologische Forschung. Des Weiteren weist die menschliche Informationsverarbeitung einige Besonderheiten auf, die ich kurz skizzieren möchte.

- Die Kognitionspsychologie hat nachgewiesen, dass Zahlen weniger nachhaltig als Worte sind und Worte weniger nachhaltig als Bilder, wenn es um Beurteilungen und Entscheidungen geht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Zahlungsbereitschaft steigt, wenn ich ein dramatisches Flüchtlingsschicksal schildere, Bilder inklusive. Dagegen sind Statistiken – die Beschreibung des allgemeinen Elends – kaum geeignet, die Spendenbereitschaft zu erhöhen.
- Außerdem ist die Zahlenblindheit ein weit verbreitetes Gebrechen. Prozentrechnung ist kein kognitives Allgemeingut, nicht einmal bei allen Akademikern. Viele Menschen haben zudem Schwierigkeiten, kleine Wahrscheinlichkeiten sinnvoll zu interpretieren, und insbesondere zwischen den Größenordnungen solcher sehr kleinen Wahrscheinlichkeiten (zum Beispiel 10^{-6} vs. 10^{-5}) zu unterscheiden. Dies ist wenig überraschend, denn solche Größenordnungen liegen außerhalb des üblichen menschlichen Erfahrungsbereichs. Und das probabilistische Denken bereitet sogar manchen Chefärzten Probleme, wie der Psychologe Gigerenzer demonstriert hat.
- Prekär ist auch das Zufalls-Konzept vieler Menschen. Danach ist ein wesentliches Merkmal von Zufall offenbar, dass keinerlei Muster erkennbar sind. So halten viele Menschen zwar die Geburtenreihenfolge „Junge / Mädchen / Mädchen / Junge / Mädchen / Junge“ für zufällig, nicht aber die Geburtenfolge „Mädchen / Mädchen / Mädchen / Junge / Junge / Junge“.
- Ein weiteres Feld ist der Auslassungsfehler: Wer nichts tut, glaubt auch kein Risiko zu bewirken. Eine solche Fehleinschätzung kann man beispiels-

weise bei der Frage „Impfschutz“ beobachten. Manche Eltern verzichten auf das Impfen, wegen der Risiken von Nebenwirkungen. Gänzlich aus den Augen gerät dabei das Risiko durch den fehlenden Impfschutz.

- Damit im Zusammenhang stehen die Fehler im kausalen Denken. Vor allem geht es dabei um den „post hoc ergo propter hoc“ Irrtum, („danach, also deswegen“) sowie um das einseitige Hypothesentesten. Im Alltagsdenken schauen wir lieber nach Fällen, die unsere Annahmen bestätigen, als nach Fällen, die sie falsifizieren können.
- Schließlich finden sich recht bizarre Attributionsmuster. Etwa 25 Prozent der Befragten einer österreichischen Studie glaubten, dass Erdstrahlen und Wasseradern Krebs verursachen. Vermutlich würde man in Deutschland zu ähnlichen Befunden gelangen. Esoterik hat eben Konjunktur.

Zu diesen Urteilsfehlern und kognitiven Defiziten kommt noch die kollektive Angst vor dem Neuen, dem Unbekannten, dem Unvertrauten und dem Fremden. Deshalb wird immer nach dem Risiko gefragt. Aber ist das immer richtig? Zur Klarstellung: Ich rede hier nicht einer sorglosen oder gar leichtfertigen Risiko-Akzeptanz das Wort. Es geht vielmehr um das rechte Maß. Dabei sei daran erinnert, dass die Gleichsetzung, dass das Neue und deshalb Fremde immer ein Risiko ist, offensichtlich nicht immer stimmt. Denn die meisten Mordopfer kannten ihre Täter persönlich. Und im Haushalt wie auch auf den vertrauten Straßen passieren die meisten Unfälle. Vertrautsein ist kein Grund für Sicherheit und nicht alles Neue führt zwangsläufig in die Katastrophe.

Diese Randbedingungen der menschlichen Informationsverarbeitung sind zwar nicht unveränderlich, aber schwer zu modifizieren.

Die Medien wissen einerseits um diese psychologischen Bedingungen, per Erfahrung. Etwa, wenn es um die Frage der Aufhänger für eine trockene Nachricht geht. Andererseits sind sie selbst auch Opfer von kognitiven Fehlern, die die Berichterstattung zum Mobilfunk verzerren können.

Bilder sind besser als Worte, ein bisschen Übertreibung schadet auch nicht und eine Kontroverse lässt sich immer gut in Szene setzen. Lässt sich aber über Opfer berichten, so ist das noch besser für die Quote oder Auflage. Diesem Prinzip folgend werden Risiken in Form von Skandalgeschichten, Enthüllungsberichten oder Katastrophenerzählungen dargestellt, wobei

nicht nur das Risiko, sondern insbesondere die beteiligten Täter und Opfer sowie ihre Motive im Risikogeschehen beschrieben werden. Der Dreh an der Sache ist, dass die Darstellung eines „objektiv“ gleichen Risikos zu unterschiedlichen Beurteilungen der Schwere des Risikos führt, je nachdem, welche Emotion durch die Darstellung hervorgerufen wird.

Medien müssen vereinfachen, um ihre Konsumenten zu erreichen. Das kann manchmal gut gelingen, manchmal aber auch nicht. Wir haben vor kurzem untersucht, wie die Schlagzeile „Mobilfunk schädigt das Erbgut“ verstanden wird. Die Ergebnisse stimmen nachdenklich: Offenbar versteht beinahe jeder etwas anderes. Zum einen werden ganz unterschiedliche Schädigungen aufgeführt, von Krebs, Alzheimer bis hin zu kognitiven Schwächen und Impotenz. Und während die einen meinen, es betrifft alle Exponierten, glauben andere, dass sich die Schäden erst in der nächsten Generation – bei den Kindern der Exponierten – zeigen.

Was folgt nun daraus? Ja, Medien können desinformieren. Bejaht werden muss ebenfalls, dass Medien es nicht leicht haben, im Spagat zwischen Vereinfachung und halbwegs korrekter Berichterstattung. Denn die Materie ist kompliziert und das Publikum ist schwierig. Jedoch nicht aus Böswilligkeit, denn das menschliche Alltagsdenken ist bei der Verarbeitung komplexer wissenschaftlicher Information überfordert. Aber das ist erst die halbe Wahrheit. Zwei wichtige Spieler in dem Mobilfunk-Schauspiel sind noch nicht genannt. Das sind die Wissenschaft und die Politik. Ohne zu verstehen, was sie bewirken und wie sie mit den „mobilen“ Ängsten umgehen, kann man die Mobilfunkdebatte nicht richtig verstehen.

Zuerst kurz zur Wissenschaft: Würde die mit einer Stimme urteilen, gäbe es keine öffentliche Diskussion. Sie tut es aber nicht. Erst einmal, weil der wissenschaftliche Dissens für die Wissenschaft der Normalfall ist. Zweitens, weil es in der Wissenschaft kaum Dogmen – unbestreitbare Wahrheiten – gibt. Aber dazu kommt noch etwas Neues. In die Wissenschaft drängen sich – das ist der dritte Punkt – immer mehr außerwissenschaftliche Interessen. Zum einen braucht auch der Wissenschaftler Geld für seine Forschung. Und das erlangt er, wenn seine Forschung in der Gesellschaft für notwendig befunden wird. Dazu braucht er Publizität. Wissenschaftliches Publizieren ist aber aus gutem Grund langsam. So verfällt er einer Abkürzungsstrategie: Ein wissenschaftlicher Be-

fund erscheint zuerst in den Medien, bevor er fachlich publiziert ist. Der Druck hierzu – manchmal auch die Versuchung – ist groß.

Nun zur Politik: Sie muss entscheiden und handeln, das heißt verbieten oder erlauben und Limite setzen. Sie bevorzugt deshalb wissenschaftliche Gewissheiten und beargwöhnt Wissenslücken und Vagheiten. Vorsichtsformulierungen wie „nach dem heutigen Stand der Wissenschaften“ oder „aller Wahrscheinlichkeit nach“ und „dennoch nicht auszuschließen“ bergen politische Tretminen, zumindest aber Fallen. Denn was kann daraus noch werden, zu was kann es kommen? Politik muss aber eben auch auf die Vox populi hören. Und hier kommen die Medien wieder in das Spiel.

Alles, was in der Bildzeitung steht, ist klar formuliert, erreicht so den Wähler, auch wenn er nicht dem Bildungsbürgertum angehört, und ist deshalb politisch immer wichtig. Wer als Politiker nicht auf die Medien hört, steht selbst im Risiko.

Jonathan Rauch hat im Jahr 1994 ein Buch mit dem Titel „Demosclerosis. The Silent Killer of American Government“ veröffentlicht, das es wert ist, gelesen zu werden. In Anlehnung an den berühmten Ökonomen Mancur Olson formuliert er hier die These, dass die Vielzahl partikulärer Interessen in ihrer Summe eben nicht das Allgemeinwohl ausdrückt. Die Lage ist unübersichtlich, und es gibt kein Wahrheitsministerium mehr, vor dessen Wahrheit jeder kuscht. Auf den Mobilfunk bezogen heißt das, dass es viele Stimmen und unterschiedliche Meinungen zur Risikofrage gibt, in Kakophonie vereint.

Schließt man sich der Sicht von Jonathan Rauch an, dann ist Politik damit in der Klemme: Sie gerät zum Improvisationsritual. Jeder Interessenpartei wird ein bisschen gegeben, proportional zu dem politischen Druck, den sie aufbauen kann.

Klar ist aber, dass Politik hier etwas auslöffeln muss, was sie sich nicht alleine eingebrockt hat. Denn die Industrie hat, berauscht von Erfolg, anfangs alle Zeichen des kommenden Sturms übersehen. Und wie berauscht sie war, lässt sich an den exorbitanten Erlösen der deutschen UMTS Versteigerung bemessen. Der Blitzsieg beim Aufbau des Mobilfunks schien garantiert. Summa summarum: Im Detail war vieles richtig, aber alles lief schief – so wie bei Adornos Bemerkung in der „Minima Moralia“: „Es gibt kein richtiges Leben im Falschen.“ Aber, so unversöhnlich soll dieser Ausflug in die Welt der verschiedenen Mobilfunkprotagonisten nicht enden.

Zwar kann man das Alltagsbewusstsein – wenn überhaupt – nur langfristig ändern. Und auch das System der Medien ist aus sich heraus kaum zu Veränderungen fähig – zu fragen wäre aber, ob das Internet mit seinen zahllosen Darstellungs- und Rezeptionsoptionen hier Veränderung generieren kann – das ist aber ein anderes Thema. Wo könnte man also ansetzen? Ich meine es geht um die fortschreitende „Hysterisierung“ von Risikodebatten, die in jedweder Hinsicht von Übel ist. Es gilt Aufregungsschäden zu vermeiden, ohne der Indolenz zu verfallen.

Ein Anfang wäre es, von der Wissenschaft nicht mehr zu erwarten als sie liefern kann. Es wäre auch erstrebenswert, wenn Wissenschaftler nicht sicherer scheinen wollen als sie es sein können. Und es wäre hilfreich, wenn die Industrie wie auch die Interessenverbände ehrlich im Gespräch bleiben würden, ohne versteckte Interessen zu verfolgen. Schließlich müsste die Politik anerkennen, dass es keine Win-Win-Lösung für alle geben kann. Man kann nur weitermachen, vielleicht immer ein bisschen besser, hoffentlich aber etwas weniger aufgeregt.

Literatur

- Adorno, Th. (2001) *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gigerenzer, G. (2002): *Reckoning with risk.* London: Penguin Books
- Hegel, G.W.F (1821): *Grundlinien der Philosophie des Rechts. Naturrecht und Staatswissenschaft, Herausgegeben und eingeleitet von Helmut Reichelt, Ullstein, Frankfurt am Main, 1972.*
- Rauch, J. (1994): *Demosclerosis. The Silent Killer of American Government.* New York: Times Books.
- Wallner, P & G. Haidinger, G. (1999): *Umwelt und Krebs aus der Sicht der österreichischen Bevölkerung. Bundesgesundheitsblatt.* 42, 327–331.
- Watzlawick, P.; Weakland, J., Fisch, R. (2000): *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels.* Bern: Hans Huber Verlag, 6., unveränderte Auflage.
- Watzlawick, P. (1983): *Anleitung zum Unglücklichsein.* München: Piper.

Fußnoten

1 Stand 31.7.07



Dr. phil. Peter M. Wiedemann ist Leiter der Programmgruppe Mensch, Umwelt, Technik im Forschungszentrum Jülich GmbH. Ein Arbeitsschwerpunkt ist die vergleichende Risikobewertung und Kommunikation von Risiken. Er ist Mitglied des Ausschusses „Nichtionisierende Strahlen“ der Strahlenschutzkommission und Mitglied in den Editorial Boards internationaler Zeitschriften zur Risikoforschung.